

Inhalt

| | |
|----------------------------|-----|
| Vorwort..... | 9 |
| 1 Form..... | 12 |
| 2 Funktion..... | 63 |
| 3 Medium..... | 83 |
| 4 Code..... | 170 |
| 5 Operation..... | 209 |
| 6 Ausdifferenzierung..... | 294 |
| 7 Reflexion..... | 347 |
| 8 Symbiosis..... | 393 |
| 9 Organisation..... | 423 |
| 10 Kopplungsfavoriten..... | 465 |
| Nachwort..... | 504 |
| Literatur..... | 508 |

»Part of a system I am«
Coldplay, *White Shadows*

Vorwort

Bis heute setzt man in der Auseinandersetzung mit Pop bevorzugt auf Beschreibungen von Nah-Erfahrungen. Vor allem die von Soziologen angefertigten Beschreibungen werden als externe Beschreibungen abgelehnt. Die wissenschaftliche Arbeit, so die Vorstellung, verdirbt nicht nur den persönlichen Pop-Genuss, sie ist auch Pop selbst nicht gewachsen. Nicht die Beobachtung, allein die Begeisterung vermag dem Gegenstand gerecht zu werden, die blinde Referenz: »Es gibt keine andere vernünftige Weise über Pop zu reden, als hingerissen auf das Hinreißende zu zeigen, hey, super.«¹

Doch wenn ein Wissenschaftler sich mit Pop befasst, sollte von ihm nicht erwartet werden, selbst zu »poppen«.² Weder, dass er als Popexperte urteilt, bestimmten Pop-Sinn akzeptiert oder verwirft oder sonstwie in das Popgeschehen mit Rat und Tat eingreift, noch, dass er Pop in vivo statt in vitro vorführt: Rock'n'roll as sociology, sociology as rock'n'roll.³ Das soll nicht heißen, dass Pop nicht gefühlt werden kann. Wahrnehmungsleistungen sind im Spiel. Nur ist diese Leidenschaft kaum theoriefähig. Pop kommuniziert Gefühle, wird mitunter gar als gigantische »Emotionskomprimierungsmaschine« (Dirk Peitz) bezeichnet. Aber vorliegender Text fühlt nicht selbst, ist nicht – wie Moritz von Uslars Gieseking – begeistert »von jenen zum Brüllen schlechten Songs, die einmal, vor Jahren und Jahrzehnten, für volle fünf Minuten hundertprozentig gestimmt hatten«.⁴ Er schwärmt nicht von einer »Achse des Guten« (Hüsker Dü, FSK, Kool Herc, DJ Koze) und wettet gegen eine des Bösen (U2, R. E. M., Phil Collins, DJ Ötzi). Er ist neutral gegenüber Ansprüchen an Qualität, »diggt« weder Minimal Techno noch die kleinteilige Modulation. Er diggt nur eines: von all dem abzusehen. Willkür ist damit genauso ausgeschlossen wie plötzlich aufwallende Leidenschaften für Bonnie »Prince« Billy, Madonna oder die Arbeiterklasse. Mag sein, dass es eine Möglichkeit gibt, bestimmte Pop-Formen als überlegen, als besser zu rechtfertigen. Viel interessanter ist aber doch die Frage, warum jemand unter bestimmten Bedingungen überhaupt etwas diggt. Auf welchen verschlungenen Pfaden konnte sich beispielsweise die Idee herausbilden, dass Pop »von verschiedenen Formationen unterdrückter oder entmachteter Menschen aus den sowohl diskursiven wie

¹ Goetz 1986: 188.

² Vgl. Luhmann 1992b: 65. Ähnlich Walter Grasskamp: Die Antwort auf die Frage, was Pop ist, könne selber keine Popveranstaltung sein. Vgl. Grasskamp 2004: 11. Allerdings nur, wenn man sie im Wissenschaftssystem stellt!

³ Vgl. Bangs 1987.

⁴ Von Uslar 2005: 137.

materiellen Ressourcen hergestellt (wird), die von jenem sozialen System geliefert werden, das sie entmachtet«⁵ Dass Pop ein Kampf ist, der dafür kämpft, »soziale Bedeutungen zu erzeugen, die im Interesse der Unterdrückten liegen und nicht jene sind, die von der herrschenden Ideologie bevorzugt werden«⁶

Die folgenden Überlegungen sind somit nicht so sehr als Kritik bisheriger pop-theoretischer oder kulturwissenschaftlicher Theoriebildung zu verstehen – Kritik setzt ja voraus, dass man es besser weiß. Zwar ist jedes Reden über Pop immer auch ein Reden über das Über-Pop-Reden. Doch das Ziel dieser Arbeit ist es nicht, die bisherigen Pop-Theorien zu einer Art Meta-Theorie zusammenzufassen, also aus den diversen Pop-Konzepten eine systemtheoretische Pop-Theorie zu bauen. Vielmehr möchte ich wesentliche systemtheoretische Elemente einer Pop-Theorie ganz eigener Art zugrunde legen.⁷

Der Ausgangspunkt ist die Autopoiesis von Pop. Ich reduziere das, woraus Pop besteht, auf ein Netzwerk selbstreproduzierter Ereignisse, und werde daher zu klären haben, welchen Einschränkungen diese Reproduktion unterliegt. Bestimmte Selbstverständlichkeiten (»Pop ist Rebellion!«) werden entselbstverständlich und systemtheoretisch rekonstruiert, an bestimmten Themen werden bestimmte analytische Instrumente ausprobiert, neben Vorstellungen über operative Geschlossenheit, organisatorische Sicherheit und strukturelle Kopplung etwa Unterscheidungen wie Alter/Ego, Medium/Form oder Hit/Flop.

Deshalb muss Wissenschaft weder zur popfeindlichen Zwangsarbeit werden, noch muss sich der Erkenntnisgewinn auf Pop selbst beschränken. Die Absicht ist durchaus, auch etwas über die Gesellschaft herauszufinden: das Medium, in das sich die Pop-Reproduktion einschreibt. Wer Pop analysiert, der analysiert im selben Moment die moderne Gesellschaft mit, in der sich Pop vollzieht. Er ist also nichts Externes, nichts, das von außen auf sie einwirkt, um sie auf den richtigen Pfad zu bringen, Richtung klassenlose Gesellschaft oder Vollinklusion aller, Motto: unser Funktionssystem soll schöner werden. Pop ist nicht a-sozial, auch wenn das manchem Beobachter zu Systembeginn durchaus so vorgekommen sein mag, ist kein Feind, der von außen kommt und an eine Grenze stößt, die dann verteidigt – oder überwunden – werden müsste.⁸ Pop ist aber genauso wenig ein Feind, der von innen kommt und die Gesellschaft unterwandert oder zersetzt. Pop vollzieht Gesellschaft, genau wie Kunst und Wirtschaft es tun, reproduziert die Differenz von System und Umwelt, die Differenz von Kommunikation und Nichtkommunikation, spielt das Spiel des Sozialen.

Auf der anderen Seite reproduziert Pop aber nicht einfach nur Gesellschaft, weil Gesellschaft durch *jede* Kommunikation realisiert und reproduziert wird. Pop als System bezeichnet ein klar konturiertes Anschlussmanagement, das im deutlichen

⁵ Fiske 2003: 15.

⁶ Ebd.: 16.

⁷ Vgl. Jahraus 2003: 84f.

⁸ Vgl. Fuchs 2004d: 16.

Gegensatz zum mikrodiversen gesellschaftlichen Und-so-weiter und den Überschüssen an Sinnverzweigungsmöglichkeiten steht, in die es sich einschreibt, die ihm als Medium für Formbildungen dienen. Es geht um eine Unifikationsleistung, die sich von der Selektivität anderer Kommunikationsformen deutlich unterscheidet; auch von jener der jugendlichen Subkulturen, die sich auf Popformen einlassen, die gesamtgesellschaftlich (noch) nicht anschlussfähig sind. Dieser operativen Spezifik muss die Aufmerksamkeit gelten, will man Pop nicht mit anderen Systemen – Politik, Wirtschaft, Massenmedien – verwechseln. Die Plausibilität dieser Konstruktion hängt somit auch davon ab, ob es gelingt, in ausreichendem Maße Unterschiede und Ähnlichkeiten der einzelnen gesellschaftlichen Funktionsbereiche herauszupräparieren.

Noch ein Wort zu meinem Umgang mit Systemtheorie. Ich setze keinen reinen Zustand der Theorie voraus, begreife sie nicht als geschlossenes Theoriegebäude, sondern selbst als Medium. Zwar liegt sie nur in Form von Formen vor, exponiert sich überwiegend in Textgestalt der Beobachtung, hier und da auch als Audiodatei oder als Video auf youtube. Aber wer die von Luhmann zu Büchern und Aufsätzen und Reden und Interviews und Vorlesungen gekoppelten Formen miteinander vergleicht, wird schnell feststellen, dass hier ein ständiges Verschieben und Umarrangieren bestimmter Annahmen, in jedem Fall ein ständiges Entkoppeln und Neukoppeln des medialen Substrats vorliegt, keine Reproduktion der immergleichen Form. Wenn man versucht, die im Raum der Theorie zirkulierenden Möglichkeiten als *die* Theorie zu aktualisieren, dann käme nicht nur ein merkwürdig windschiefes Gebäude heraus, das vermutlich gewisse Ähnlichkeiten mit dem Merzbau von Kurt Schwitters hätte – man würde auch verfehlen, worum es (in) ihr geht. Um theoretische Kreativität. Um eine gewisse Souveränität, die sich von möglichen Widersprüchen irritieren, aber nicht aus der Ruhe bringen lässt. Um Risikobereitschaft. Also auch darum, der Theorie ein Stück weit zu vertrauen.⁹ Der Versuch, sie mit Hilfe bestimmter Maßnahmen zu fixieren, indem man sich auf die von Luhmann etablierten Systemtypen beschränkt, die Struktur der Theorie also in Richtung Zeitresistenz und Invarianz zu steigern, hat in meinen Augen zu allzu stark beschränkenden Konditionierungen geführt – zu einer Striktheit, die der Theorie nicht gut tut. Sie ist robust genug, um auf neue Irritationen reagieren zu können. Im Mittelpunkt dieser Arbeit steht daher nicht so sehr die Pflege von Redundanzen, sondern in erster Linie das Ausschöpfen bestimmter theoretischer Möglichkeiten im Blick auf meinen Gegenstand: der Versuch, die allgemeinen Eigenschaften eines Systems am Fall von Pop und der popinternen Umwelt zu explizieren. Da ich die Theorie dabei nicht verbrauchen kann, muss sich niemand um sie Sorgen machen.

⁹ Anders Jens Soentgen, der sie als labyrinthisches, unterirdisches Gewölbe beschreibt, aus dem kein Ariadne-Faden herausführt – außer jener der Latenzaufdeckung. Soentgens Text kann als Versuch begriffen werden, eine Strategie gegen diese undeutliche Bedrohung zu entwickeln: Systemtheorie als Aufforderung zur Gefahrenkontrolle. Vgl. Soentgen 1992.

1. KAPITEL

Form

7

Reden wir über Pop. Nichts sollte leichter sein als das, schließlich sind uns nur wenige Worte vertrauter und bekannter: »Wir wissen genau, was wir meinen, wenn wir davon sprechen, verstehen's auch, wenn wir einen andern davon reden hören.«¹ Bis uns jemand fragt! Schon wissen wir es nicht mehr. Das muss nicht allein der Komplexität des Gegenstands geschuldet sein, der uns anders als ein Tisch oder Stuhl nicht entgegensteht. Es könnte auch mit der Art der Frage zusammenhängen, denn auf ein »Was ist Pop?« kann es nur Ist-Antworten geben. Pop ist dann dieses und jenes: ist das Esperanto der Gegenwartskultur, ist ein Synonym für alles, ist ein Jugendphänomen, ist eine profane Religion, ist Schund, Schund und nochmals Schund, ist die Diktatur der Angepassten, ist die Staatskunst von heute, ist eine Art Wahrnehmung, ist eine Leseweise der Welt, ist eine Weltsicht der Oberfläche, ist das, was klickt und knallt, ist eine Epoche, ist eine Haltung, ist subversiv, ist kommerziell, ist tot.² Was Pop ist, löst sich auf in eine Vielzahl solcher Ists, die alle gleichermaßen ein Sein in Anspruch nehmen.

Doch alles *ist* eine Beobachtung. Nichts existiert unabhängig vom Beobachter, der einer Sache die Pop-Eigenschaft zuweist, die Ursache von der Wirkung trennt, oben von unten, alles von nichts, Pop I von Pop II, den Pop-Ehrentitel vom Pop-Mainstream, Pop-Denken von Pop-Leben, den Text vom Groove, akademische Eierköpfe von Popsponsitis. Wenn im Folgenden von Pop die Rede ist, dann ist damit also kein Objekt gemeint, sondern eine Unterscheidung, die Pop-Sachverhalte, Pop-Objekte allererst erzeugt. Statt danach zu fragen, was Pop ist, fragen wir danach, wie dieses Ist zustande kommt. Die vermeintlichen Rigiditäten erweisen sich bei näherer Betrachtung als kontingent, als nur gesetzt, als Resultat einer willkürlich getroffenen Unterscheidung. Sie sind keine Eigenschaft eines ›Pop-jekts‹, sondern verdanken sich der Beobachtung von Pop. Sie erst inszeniert die Projektion von Pop als Ding und legt fest, welche Formen zu verschiedenen Zeiten das ausmachen, was als Pop plausibel verhandelbar ist. Und Plausibilität heißt immer auch: Applausfähigkeit.³

¹ Augustinus über die Zeit. Vgl. Augustinus 2000: 312.

² Fast alle Beispiele stammen aus dem Sammelband *Was ist Pop?* von Grasskamp/Kritzen/Schmitt 2004.

³ Vgl. Fuchs 2003: 39f.

Die Beobachtung von Pop unterscheidet wie jede Beobachtung zwei Seiten. Pop als das, was klickt und knallt, kann nur als etwas erkannt werden, weil es unterschieden, als Innenseite gegenüber einer Außenseite formatiert wird.⁴ Die unbezeichnete andere Seite wird dabei immer mitgeführt. Sie erst macht das Bezeichnen der einen Seite möglich – nur wird sie gerade nicht beachtet. Alles, was über Pop gesagt wird, hat eine andere Seite, die man im Moment des Referierens nicht in Rechnung stellt. In diesem unbestimmten Gegenüber gewinnt die Unterscheidung eine gewisse »koexistentielle Stabilität«.⁵ Wir haben es mit einer Zwei-Seiten-Form zu tun, die den Einschluss des Ausgeschlossenen in eine Bezeichnung wie Pop garantiert. Eine Beobachtung ist demnach nicht nur die Bezeichnung von etwas, sondern die Bezeichnung von etwas als unterschieden von der nicht bezeichneten, aber im gleichen Moment mitunterschiedenen anderen Seite. Sobald etwas beobachtet wird, man etwas wahrnimmt, denkt oder kommuniziert, wird etwas anderes ausgeschlossen.⁶ Der Ausschluss ist die Voraussetzung dafür, etwas anderes einzuschließen, sprich: beobachten zu können.⁷ Wer beobachtet, spaltet die Welt; als Ganzes entzieht sie sich seinem Blick, da das Sehen sich auf genau dieses Nicht-Sehen der je anderen Seite gründet. Diese Asymmetrie – etwas wird hervorgehoben, »indiziert«, etwas anderes dadurch verdeckt – ist notwendige Bedingung allen Beobachtenkönnens. Blindheit macht es möglich, dass wir überhaupt etwas sehen: »Existence is selective blindness.«⁸ Das Unterscheidenkönnen ist dabei logisch die Bedingung der Möglichkeit des Bezeichnenkönnens, denn wenn man nichts unterscheidet, kann man auch nichts bezeichnen. Umgekehrt kann man nichts bezeichnen, wenn man nicht das zu Bezeichnende unterscheidet. Wir müssen den Schritt vom Unterscheiden zum Bezeichnen tun, sonst verharren wir in einer Art Feedback-Schleife. Bloßes Unterscheiden erzeugt keine Ordnung, erzeugt gar nichts, außer einer leeren Symmetrie. Unterscheidungen taugen nur dann als Anknüpfungspunkte für weitere Operationen, wenn sie »hinken«. Sie müssen eine Seite bevorzugen, müssen asymmetrisch gebaut sein, sollen sie nicht in unschlüssiger Zweiseitigkeit verharren.

Dass es keine Bezeichnung ohne Unterscheidung und keine Unterscheidung ohne Bezeichnung gibt, heißt aber nicht, dass Unterscheidung und Bezeichnung identisch wären. Die Bezeichnung ist von der Unterscheidung abhängig, ist also

⁴ Vgl. Jahraus 2003: 191ff. Siehe auch Luhmann 1997a: 60ff.

⁵ Vgl. Marius/Jahraus 1997: 20.

⁶ Für Peter Fuchs bedeutet bezeichnen immer auch »nennen«, während Spencer Brown nur von »indizieren« spricht. Wer beobachtet, nähme also nicht nur etwas in den Blick. Repräsentation ist für Sinnsysteme nur möglich, so Fuchs, wenn sie über ein Instrument verfügen, das etwas erstens markieren, zweitens Zeit binden, drittens multiplen Sinn erzeugen kann. Und dieses Instrument könne nur die Sprache sein. Vgl. Fuchs 2001a: 213. Wir werden noch sehen, dass auch Musik dazu in der Lage ist – sie markiert, bindet Zeit, erzeugt multiplen Sinn. Aber sie nennt keine Namen.

⁷ Vgl. Luhmann 1992b: 69.

⁸ Spencer Brown 1997: 94.